

Hermann Lenz

Der Letzte

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 851 der Bibliothek Suhrkamp

Hermann Lenz und der Protagonist seiner Erzählung *Der Letzte*, ein Graf namens Rudolf, haben sowohl typische Charakterzüge wie das Geburtsjahr 1913 gemeinsam. Als letzter Nachkomme seiner Eltern – Widerständlern, die vom Volksgerichtshof hingerichtet wurden – erinnert sich Rudolf, für den sich »die Vergangenheit jung anfühlt«, im Jahre 1970 an die Zeit nach dem Krieg, als sein Schloß von Flüchtlingen und Gestrandeten belegt war, und spannt von hier einen Bogen in die Gegenwart. Obwohl er beschlossen hat: »Ich will nichts mehr tun. Ich will nur zuschauen«, und sich auch an diesen Entschluß hält, gelingt es ihm, dank eines tüchtigen Verwalters, den ererbten Besitz zu einem landwirtschaftlichen »Großbetrieb« aufzubauen. In die Wiederbegegnung mit der eigenen Vergangenheit fällt Rudolfs Wiederbegegnung mit Olga, der einst ungestümen, lebenshungrigen Tochter des Dorfarztes, die verschreckt, vereinsamt und enttäuscht nach einer gescheiterten Ehe in ihren Heimatort zurückgekehrt ist. Rudolf erkennt in ihr eine »innerlich Verwandte«.

Hermann Lenz

Der Letzte

Erzählung

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1984, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24366-4

www.suhrkamp.de

Der Letzte

Dir selbst begegnen, beispielsweise in Erinnerungen, wenn es regnet . . . Und es regnete nach dem Spaziergang in die riedgrasbewachsene Senke nicht weit von Ödschönlind.

Die Dächer des Schlosses wurden dunkel wie das Pflaster zwischen Tor und Brunnen unten im Hof, in den er durch die bleigefärbten Fensterscheiben seines Zimmers schaute, einen Mauersegler sah, der im Wehrgang hin und wider flog, vielleicht weil auf dem geschichteten Brennholz Fliegen saßen, die der Mauersegler aufscheuchte und fing; dann setzte sich der Mauersegler aufs Geländer, fuhr mit dem Kopf unter einen Flügel, den er spreizte und der ihm bis an die Schwanzspitze reichte, wie es sich für einen seines Geschlechts ziemte, einen Herrn von Mauersegler sozusagen, schwarzbraun angetan.

Du meinst, so habe Anno siebenundvierzig der alte Maler ausgesehen, der öfters dort auf einem dreibeinigen Stuhl gesessen ist und gemalt hat, schwarz gewandet und mit spiegelnder Stahlbrille (es fällt dir wieder ein). Abends kam er in die Gesindeküche nicht weit von der Pförtnerstube, wo Reisig unterm Kartoffelkessel knisternd brannte, hatte seinen Platz bei anderen Flüchtlingen, stellte sein Ölbild an die Wand, schaute es an; auf dem Stuhl nach vorne rutschend, legte er die Beine in schlappenden Hosen übereinander und sagte:

»Ich finde nichts dahinter. Deshalb male ich.«

»Hinter was finden Sie nichts?«

»Hinter allem, was ich sehe.«

So der Maler, der allein war, unterm Dach schlief (»dort weiß ich wenigstens, daß niemand raufkommt«) und in

seinen Bildern alles älter machte, als es war. Den Brunnen dort neben dem Tor, den malte er als einen von Wasser durchflossenen Steinsarg, der umstanden war von hohen Gräsern. Sie neigten ihre Fransenköpfe über den Trog, als ob sie sehen wollten, wer sich darin auflöse.

Olga war damals ein Kind gewesen, das sich gerne ins Schloß schlich, über die Reitertreppe hinaufstieg, deren Podeste mit Körben, breit wie Zuber, verstellt waren, das hinterm weiten Rock einer Frau, die mühsam aufwärts ging, vorüberhuschte und ihr später, wenn die Erdöl-Lampen angezündet wurden, im Saal mit den gipsernen Hirschköpfen Bürsten in die Käze legte, ihr auch beim Bürstenmachen und Korbflechten half und für Brot und Rauchfleisch Verstecke im Schloß wußte, die niemand aufspürte; denn damals war es nötig, vor den andern alles wegzuräumen, was man besaß. Ein Graf aus Schlesien (dein Onkel) saß vor der Pförtnerstube und zeigte auf die Beine einer Neunzehnjährigen: »Die hat heut keine Strümpfe an!« Olgas Vater kam mit der Kutsche in den Hof gefahren und besuchte Rudolfs Base, die aus einer langen Bernsteinspitze amerikanische Zigaretten rauchte, dafür sorgte, daß das Schloß von den Siegern nicht beschlagnahmt wurde, und im neuen, inzwischen abgebrannten Trakt ein mit Teppichen ausgestattetes Zimmer hatte, immer müde und deshalb kultiviert ausschaute, ein Rehkitz fangen und zähmen wollte, weil sie daheim in Schlesien mit zahmen Rehen gespielt hatte und, ihrer Lunge wegen, Ziegenmilch trank, die sie sich beim Grafen, ihrem Vater, zu besorgen pflegte. Der kümmerte sich um drei Ziegen und hatte sein Monokel in ein halbiertes Brillengestell eingespannt, weil das Monokel in seinem alten Gesicht nicht mehr halten wollte.

Olga, eine Hand auf dem Treppengeländer, sagte, als ihr Vater mit der Base eilig aufwärtsstieg, wobei er schnaufte:

»Schade, daß man alles immer deutlich sieht.«

»Aber dein Vater sorgt sich doch als Arzt um Ingrid.«

»Das kommt auch noch dazu. Da haben Sie recht.«

Später war das Schloß wiederum leergestanden als ein mitgenommenes Behältnis für den Letzten, diesen Rudolf, der immer noch darin hauste und der du selber bist. Vergiß auch nicht deine Bedienerin, entsinne dich der blinden Spiegel hier im Schloß, denke an den Bärentreiber, der vor dreiundzwanzig Jahren hier aufgetaucht ist und den der Maler wie eine Strohuppe gemalt hat, weil das Gesicht des Mannes zerfetzt war und weil er eine dunkelblaue Brille trug, obwohl doch seine Augen unverletzt geblieben waren.

Nur der Bär war auf dem Bild lebendig dagestanden als ein in seinem Fell strotzender Kerl.

Der Bärentreiber war von hinten hergekommen, wo ein Pfad durch ein enges, mit Büschen verwildertes Tal führte. Rudolf saß mit dem Maler auf der rückwärtigen Terrasse an einem runden Steintisch, der das Älteste im Schlosse war; sie spielten Schach. Bäume hingen tief herab und streiften fast den Kopf des Malers, als die Eisentüre knirschte und der Bär hereinsah. Der Bärentreiber verneigte sich, richtete sich auf und stand mit seinem zerstückelten Gesicht vor ihnen. Die dunklen Augengläser glänzten wie hineingeklemmt.

Dir fällt es wieder ein . . . Und er hörte, wie der Maler mit dem Bärentreiber redete, fragte, ob er hier auftreten wolle,

und ihm bedeutete, die Leute schafften hier alle ums Essen.

»Daraufmöchte ich auch hinaus«, sagte der Bärenreiber.

»Das glaub ich Ihnen gern«, sagte der Maler und fügte hinzu: »Sie wissen also, wie man andere dressiert.« Er deutete auf den Bären, der sich am runden Steintisch schnaubend streckte. Das zerstörte Gesicht des Mannes mit der Lederkappe zuckte wie unter Spritzern heißen Wassers; er neigte sich vor, sah aufs Schachbrett, faßte einen schwarzen Springer an und sagte: »In drei Zügen matt.« Darauf der Maler: »Nehmen Sie sofort die Finger weg! Es sind meine Figuren!«

Der andere stellte sich neben Rudolf, bewegte einen Arm, als hätte er weiche Gelenke, zog den Kopf ein, fragte, ob's gestattet sei, hier im Schloß zu übernachten, er mit seinem Tier . . . als über ihm ein Laden knarrte. Da schaute dann Rudolfs Bedienerin herab, die ihn seinerzeit ins Tragkissen gesteckt und in den Stubenwagen gelegt hatte; sie war die einzige, die außer ihm von früher her noch im Schloß wohnte und die er gerne gefragt hätte, ob er diesen Menschen mit dem Bären hier aufnehmen solle, denn er besprach alles mit der Bedienerin. In deine Rolle als Schloßherr bist du noch nicht hineingewachsen. Du wirst sie nie ausfüllen können, weil du im Krieg nichts anderes als Obergefreiter gewesen bist, während der da, dieser Bärenreiber . . . Und es kam ihm vor, als ob der Maler, der aufs Schachbrett schaute, den Kopf so bewegt hätte, als wolle er ihm sagen: »Nein. Tu's nicht.« Weshalb er sagte, hier sei jeder Winkel belegt: »Die Flüchtlinge, mein Herr . . . Sie können es sich vielleicht denken.« Auch daß der nach den Schachfiguren des Malers gegriffen hatte, wollte ihm nicht gefallen, doch weil er meinte, es sei besser, sich vor diesem

da in acht zu nehmen, sagte er: »Sie kämen mit den Schachfiguren wohl besser als ich zurecht. Sie als gebildeter Mann.« Und fügte noch hinzu: »Trotzdem tut es mir leid.«

Später sagte er zum Maler: »Sie haben es ja so gewollt. Kennen Sie den?«

»Nein.«

»Was haben Sie gesehen?«

»Daß sein Bär am Hals aufgescheuert ist. Der hat dort eine Wunde.«

»Und das bedeutet?«

»Nichts. Ich habe auch nur ein Gefühl gehabt.«

»Dann meinen Sie also, hinter seinem Gesicht . . .«

»Dort sind nur Knochen.«

»Sie sagen immer: ›Ich finde nichts dahinter‹ und malen so, als ob etwas dahinter wäre.«

»Ja, malen . . . Das ist etwas anderes. Malen hat mit dem Gefühl zu tun, mit der Empfindung. Also mit dem, was jeder andere für lästig hält . . . Zum Beispiel mit der Sehnsucht hat's etwas zu tun. Oder wünschen Sie sich denn nicht auch, etwas dahinter zu sehen? Jeder muß sich doch einbilden, es gäbe irgend etwas, das dahinter . . . Sie sind am Zug.«

Sie spielten, und Rudolf gewann. – »Hoffentlich sind Sie jetzt stolz«, sagte der Maler. – »Sie haben mich gewinnen lassen.« – »Es ist so, nur sollten Sie's nicht denken. Sehen Sie . . .« – »Ich sehe auch, was da ist. Vielleicht sogar seh ich zuviel. Ich bin im Krieg gewesen. Deshalb will ich nichts mehr tun. Ich will nur zuschaun.« – »Ja, gut. Tun Sie nichts. Das ist am besten.«

Wer etwas tat, dem waren Empfindungen lästig. Für einen wie den Maler aber waren sie das Wichtigste. Für dich sind sie es auch. Alle vor dir, alle deine Vorfahren, haben etwas getan . . . Und der Maler hatte schließlich zugegeben, dieser Mensch sei ihm bekannt erschienen, trotz seinem zerstörten Gesicht. »Er hat mich an einen erinnert, der . . . Aber das gehört jetzt nicht hierher. Und übrigens kann ich mich täuschen. Wie gesagt: Ich finde nichts dahinter.«

Der Bärentreiber stand beim Pförtnerhäuschen und redete mit dem alten Grafen, der groß war und ein breites Gesicht hatte. – »Hier bleiben willst? Dann bleib halt hier. Auf einen mehr kommt es nicht an. Dein Bär schläft dann bei meinen Ziegen.«

Kinder liefen herbei und jubelten; für die war ein Bär etwas Wunderbares. Als dann der Mann mit dem zerstörten Gesicht auf sie schaute, wichen sie zurück. Die alte Frau, die Bürsten band, kam mit ihrer Käze durch das Tor, und Olga hängte sich an sie. Jetzt deutete sie auf den Bärentreiber, flüsterte mit der Bürstenbinderin und ging neben ihr ins Schloß.

Rudolf und der Maler schauten zu. – »Ihr Onkel . . . da sehen Sie es selbst. Der findet auch nichts hinter diesem Bärentreiber.« Und der Maler riet ihm, so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre. »Vielleicht können wir das Gemeine trotzdem drunten halten. Es ist auch ganz unwichtig, wissen Sie . . . Ich sehe jetzt, daß ich mir etwas eingeildet habe. Kein Wunder übrigens in dieser Durcheinander-Zeit.« Und er ging ins Schloß, stieg wieder unters Dach hinauf, um an einem Bild zu malen, das Baumkronen darstellte. Er sah von oben auf diese Baumkronen, die sich

unter ihm als ineinandergewobener Blätterboden dehnten und übergingen in die Landschaft, die leuchtete und sich auflöste.

Rudolf erinnerte sich dieses Bildes, das noch nicht ganz fertig war und von dem der Maler gesagt hatte, unter der Blätterhaut müßten geschundene Menschenleiber durchscheinend werden, als drängten sie hinauf und brächten die Haut zum Platzen; die Schatten zwischen den Blättern und ihre Ränder müßten deshalb wie Risse in einem schönen Gesicht auftauchen. »Es soll die Täuschung durch die Schönheit sichtbar werden. Oder sind Sie noch niemals einem Menschen begegnet, der Sie erschreckt hat durch seine Schönheit? Und später ist bestätigt worden, was Sie empfunden haben.«

Du hast ihn damals nicht verstanden; du warst noch jung. Heute freilich . . . Und du bist froh, weil du's jetzt schärfer siehst.

Er sah seinen Onkel, diesen Breiten mit der Schneckenhausnase, sah sein Monokel im halbierten Brillengestell blitzen und hörte ihn lachen. In seiner schweren Hand schien das Gläschen mit dem »Wässerchen«, seinem geliebten Pflaumenschnaps, zu verschwinden. Er hob es vor dem Bärenreiber, dem mit dem unerkennbaren Gesicht. Ingrid kam zu ihnen, hielt die Bernsteinspitze auf die Seite, zog die Brauen unterm gescheitelten Haar zusammen und hatte ein Kleid im New-Look-Stil an, der damals von Frankreich herüberkam; es war lang, unten weit und verdeckte die Waden. Sie hatte es vom Colonel geschenkt bekommen, der sie im Jeep manchmal abholte und vom dem sie zu behaupten pflegte, daß er ein Kenner deutscher Kunst sei, wie ihr noch nie einer begegnet wäre. Gut, daß der den Steintisch auf der hinteren Altane nicht gesehen hatte, der siebenhun-

dert Jahre alt war; den hätte er sich sonst wahrscheinlich als Souvenir ausbedungen. Vor dreiundzwanzig Jahren hättest du ihm diesen Steintisch gern geschenkt, was dir heute leid täte. Denn jetzt, da so viel Neues hochgewachsen war und er sogar auch hier, wenn er hinterm Dorf weiterging, einen Betonturm sehen konnte, der über den Wald schaute, wollte er alles Alte so erhalten, wie es gerade noch war.

Ein kurioser Wunsch, weil schließlich alles einsank. Du solltest vielleicht doch denen recht geben, die alles Alte verschwinden lassen wollen. Aber wozu sich selbst gewaltsam ändern oder dazu zwingen, etwas mitzumachen, was dir nicht gefällt? Wenn sein Verwalter herkam und mit ihm in der hellen Stube saß, einem Turmzimmer, wo alle Möbel noch so waren wie vor langer Zeit, die gescheuerten Dielembretter unter den Füßen krachten und auf dem Schreibtisch ein Schreibzeug zwischen zwei schmalen Leuchtern stand, dann wartete er immer aufs staunende Lächeln dieses recht städtischen Mannes, der elegant gekleidet war, was zu seinem kräftigen Gesicht nicht paßte.

Zum Gesicht deines Onkels aber haben die Samthosen, das Wollhemd und die mistverklebten Gummistiefel gut gepaßt, mit denen er am Abend in den Brunnen stieg und die er später von den Füßen schleuderte, um barfuß in seine Hausschuhe zu schlüpfen; denn dein Onkel hat die Woche über nie Socken getragen. Und was den Bärenreiber anging, so sagte er, von dem wisse er alles; hoffentlich glücke es ihm, den auch wieder abzustreifen wie einen rissigen Gummistiefel: »Freilich, abweisen ist bei einem solchen immer ganz verkehrt. Du mußt dir's merken, Brüderchen! Wenn dir mal wieder etwas Unteres und Niedriges, solch

ein Gezücht schleichend und speichelleckend schmeichelt und tut, als wär es Schnaps, während es Jauche ist, was er dir bringt, dann mußt du's hereinlassen. Wehrst du dich und schüttelst's weg, dann kommt es dir von anderswo als dicker Hund ins Zimmer. Ich aber habe dem was Gutes hingehalten und geschenkt: Da hast du's! Und schon sitzt er im Käfig, und ich hab ihn in der Hand . . . Das Wässerchen macht's offenkundig! Ja, so einfach ist's! Und wenn du wissen willst, was er getan hat: Menschen im Lager reihenweis umbringen lassen. Und sein Gesicht hat ihm einer vom Hospital zurechtgeschnitten. So bringt keiner raus, wer der mal war. Selbstverständlich sagt er jetzt, eine Granate sei dran schuld . . . Jedenfalls hab ich es in meinen Eingeweiden, daß ich weiß: Solang der da ist, hält sich alles Schlimme drunten. Aber, wenn er weg ist . . . Es sticht mich leider immer etwas, was mir sagt: Auch hier hängt noch mal eine abgeschnittene Hand am Tor. Stell dir's nicht wörtlich vor.« Und er sagte noch einmal, das merke er in seinen Eingeweiden, denn bei ihm sitze die Seele bloß im Bauch.

Der Maler hörte zu und sagte, als sie wieder hinten am runden Steintisch saßen: »Ihr Onkel zieht, was er so denkt, aus einem tiefen Brunnen rauf.« Und er erklärte ihm, daß diese Vorstellung vom schuldbefleckten Menschen, der alles Grausame fernhalte, uralte sei. – »Und ich habe bisher gemeint, das Licht halte das Dunkel drunten«, sagte Rudolf, der vom Maler belehrt wurde, bekanntlich erschaffe das Licht den Schatten; darüber wisse er Bescheid. »Sie kennen ja mein Handwerk oder wissen wenigstens, was ich betreibe.«

Sie unterhielten sich über das Kind des Arztes, diese blonde Olga, und der Maler sagte: »Kein Wunder, daß die vom Bärenreiter fasziniert ist.« Denn dieses Mädchen sah oft

das Hackfleischgesicht des Bärentreibers an, zwickte sich in den Arm, wenn er die Kette fester zog, als ob sie auch einen Schmerz spüren wollte wie das Tier; sie war dabei abwesend und schaute so, wie Rudolf sich vorstellte, daß die Augen einer Somnambulen seien, welche wegzurutschen schienen.

Tanzte der Bär, dann fing sie an, etwas zu singen, wie: »Sonne, Mond und Sterne: / Ich hab eine Laterne. / Lösch aus dein Licht, / Lösch aus dein Licht, / Nur meine liebe Laterne nicht«, doch war das bereits im September.

Rudolf hörte dieses Lied zum ersten Mal und wußte nicht, woher sie's hatte. Wieder wunderte er sich, als der Maler ihn darauf hinwies, daß der Text eine Spur Grausamkeit enthalte: nicht an der Oberfläche, die sei hell, aber im Kern; denn schließlich gehe da ein Kind, trage eine Laterne und wünsche sich, daß jeder andere sein Licht auslöschen solle, weil dann sein eigenes heller brenne: »Typisch Mensch. So sind wir alle.«

Es fasziniert dich, was er sagt; kein Wunder, weil du im Krieg gewesen bist. Dort hast du gemerkt, was mit dir los ist.

Er beobachtete Olga, dieses Kind, das wieder mit der Frau zusammen war. In einer Käze trug die Frau Bürsten in die Dörfer, tauschte dafür Essen ein, hauptsächlich Kartoffeln; zuweilen auch eine Speckseite. Olga saß bei ihr und half beim Bürstenbinden, putzte ihr das altmodische Werkzeug, ihren einzigen Besitz, den sie mitgebracht hatte. Waren die andern bei der Feldarbeit, dann saß die alte Frau oben im Saal, wo gipserne Hirsch- und Rehbockköpfe mit beineren Geweihen aus den Wänden wuchsen, ein vor dreihun-

dert Jahren üblicher Wandschmuck, der jetzt aussah, als ob er etwas sagen wollte. Die alte Frau im weiten schwarzen Rock und das Kind, die paßten hierher.

»Die hat nichts und ist allein«, hörte er von Olga über diese Frau. Er stand bei ihr in einer Fensternische der Reiterstreppe und wollte erfahren, was sie über ihre Eltern denke, weil sie selten zu Haus war, dort in der alten Villa am Dorfrand mitten in den Wiesen, die dem Arzt gehörten.

»Meine Mutter, die sagt immer wieder: ›Ich bin mit dir beleidigt«. Aber helfen kann ich ihr da auch nicht. Ihr ist's arg, daß ich so oft im Schloß bin; ›bei diesen Leuten . . .«, sagt sie; weil doch der Vater auch ins Schloß geht. Aber der ist bei der Ingrid. Mögen Sie denn die?«

»Warum? Die ist doch nett?«

Da machte sie dann Rudolfs Base nach, hielt die linke Hand gespreizt, sagte: »Okay«, ging auf Ingrid's Art, also geschmeidig, und hob dabei die Fersen, setzte einen Fuß gerade vor den andern, bewegte die Hüften und bemerkte: »Die ist am schönsten, wenn man ihr die Hand gibt. Ich meine jetzt: zum Adieu-Sagen. Wie meine Mama.«

Sie lächelte, als dächte sie: du merkst nicht, wie ich's meine.

Der Arzt kam in seiner Kutsche, stieg mit der Tasche aus und eilte zu Ingrid hinauf, die im Bett lag und hohes Fieber hatte. – »Eine Sepsis. Und das Penizillin hat er von den Amis. Hoffentlich hilft's«, sagte der Maler. Dann starb Ingrid, und der Maler meinte, vielleicht habe dieser Arzt schwaches Penizillin bekommen. Rudolf kam es vor, als ob der Maler wüßte, was sich da abgespielt hatte.

Danach verschwand der Arzt, auch Olga kam nicht mehr

ins Schloß, und es hieß, die Familie sei weggezogen, weil dem Arzt dieser ›Kunstfehler‹ mit Ingrid passiert war. Fast lautlos war's vorbeigegangen, es wurde nicht davon gesprochen, und vielleicht brauchte jetzt auch niemand darüber nachzudenken. – »Erinnern Sie sich an den Bärentreiber? Als der hier war, ist nichts passiert«, sagte der Maler, doch war das schon, als auch der Onkel das Schloß verlassen und seine Landsleute alle mitgenommen hatte, gewissermaßen über Nacht. Mit seinem Lastenausgleichsgeld baute er eine Knopffabrik auf; er fing in einer Scheune an, Knöpfe zu machen, und jetzt hatte er ein glattes flaches Haus, in dem es von Maschinen brummte und ein Exhaustor Perlmutterstaub von allen Arbeitsplätzen saugte. Deshalb das Schloß wiederum leerstand als ein mitgenommenes Behältnis für den Letzten, diesen Rudolf, der immer noch darin hauste und der du selber bist.

Ein Mauersegler schrie, flog an den First vor bleigefärbten Fensterscheiben. Es regnete nicht mehr. Rudolf setzte sich in seinen Ledersessel, dessen Polster fauchte, und schaute auf die gescheuerten Dielenbretter des Turmzimmers mit der runden Wand.

Wie gut es allen geht . . . Dir aber fehlt der Maler, der zwar Bescheid gewußt, aber gesagt hat: »Ich finde nichts dahinter.« Du hättest ihn gern hierbehalten, doch wollte der keine Vertraulichkeit.

Auch dies war klug gedacht. Nach einem Krieg beschränkte sich einer wie er auf das, was ihn alleine interessierte (und du bist von derselben Sorte). Gut, daß der Maler sich herausgehalten hatte. Die Landwirtschaft lief weiter, wie sie sich entwickelt hatte; und daß du auch etwas davon

verstehst, ist nicht das Schlechteste. Der Maler war vielleicht berühmt geworden, aber als Landwirt brauchte Rudolf sich nicht um moderne Kunst zu kümmern. Schließlich hatte er die Landwirtschaft gelernt. Früher hatte er gedacht, es wäre besser, nichts zu tun. Und jetzt dachte er's wieder, hörte seinem Verwalter zu, der tüchtig war und aus seinem Besitztum einen ›Großbetrieb‹ aufgebaut hatte. Du, als der Letzte, der nur noch Entscheidungen zu treffen hat; aber du triffst sie gerne, weil du denkst: es kommt ja nicht mehr darauf an . . . Seine Verwandten wunderten oder ärgerten sich, weil er nicht geheiratet hatte, spotteten über ihn, und das war leicht verständlich. Ein Siebenundfünfzigjähriger, der nur seine Bedienerin noch um sich hatte, die Rosalinde hieß und ihn seit jenen Zeiten kannte, da er ins Tragkissen oder in den Stubenwagen gelegt worden war, ein solcher erschien nur als komische Figur. Rosalinde war im Jahre 1913 fünfzehn Jahre alt gewesen. Und wieder dachte er an den Weg nach Ödschönlind und sagte zu sich selber: Das Gras und das Bachwasser, die werden dich beide überleben.

Das klare flache Wasser erschien dunkel. Die Höhen schauten her. Auf dem Weg glitzerten Perlmutter splitter, Abfall der Knopffabriken.

Er kam in eine Senke, wo kniehohes Riedgras an ein Steinkreuz rührte; weshalb es dastand, wußte niemand. Ein Sühnekreuz in diesem Winkel. Baumkronen waren hell, und über ihnen segelte ein Bussard. Er sah die braunen Flügel mit den weißen Federn und sagte zu sich selber, nun sei es erträglich. Wie selten kam doch so etwas wie ›Übereinstimmung‹ zustande. Das Land mit seinen dunkeln Wäl-